

Von C. S.

Als ich mich vor einigen Jahren zu naturwissenschaftlichen Studien in dem nordwestlichen Teile der Transvaalrepublik aufhieß, war ich häufig gezwungen, tagelange Reisen in dem ausgedehnten Grenzgebiet zu machen, der sich zwischen Robesia und dem Flanzenrider erstreckt. Ich reiste meistens allein, auf einem jener kleinen, schmachtigen, aber ungemessen ausdauernden Pferde, deren sich die Boeren auf ihren Jagden und Kriegszügen zu bedienen pflegen.

Ich hatte das Land und die Leute bald lieb gewonnen. Der Blick über das endlose, mit einem dichten, bunten Grünen Graseppich bedeckte „Velbi“, das nur weit hinten am Horizont in den verschömmenen Schatten der Zandbriberge eine Enge fand, weckte mir das Herz. Am Abend pflegte ich, wenn es möglich war, in einer der einsamen Boerenhöfen einzutreten, die in meistweiten Abständen von einander lagen und die erhabene Stille des „Velbis“ mehr zu betonen als zu unterbrechen schienen. Zuweilen war ich auch gezwungen, unter einem Strauch in einer Geländehöhle für die Nacht schlafenden Uferschlamm zu suchen.

Eines Tages hatte ich, wie das häufiger vorkam, die Begrüßung verloren. Unter ungewöhnlichen Umständen hatte das nichts Bedeutsames, denn ich war längst beim Wege und Selbes entzündet. An diesem Tage aber war ich nicht ohne Besorgnis, da der Abend schon heraufdämmerte und am westlichen Himmel eine schwarze Wolkenschicht das Herannahen eines schweren Unwetters besüchtete ließ.

Ich sah mich um. Weit und breit kein lebendes Wesen, keine Anbeutung einer menschlichen Bewohnung. In einem fahlgelben Dämmerlicht lag die ungeheure Ebene da, über die ein schwüher Windhauch mit einem von Sekunden zu Sekunden lauter werdenden Säusen strich. Das Gewitter näherte sich mit unheimlicher Geschwindigkeit.

Eben wollte ich aufsteigen, um mich unter einem dürftigen Strauch niederzulassen, als ich in einiger Entfernung die schwarze Spitze eines Hügelchens eines Reiters wahrnahm, der aus derselben Richtung wie ich kam und eiligst vor dem heraufziehenden Wetter einem bekannten Fiedel zugewandt schien. Ein leichter Schlag mit der Gerte setzte mein Pferd in Galopp, und nach wenigen Minuten war ich an der Seite des einsamen Reiters. Es war ein junger Boer, in langen, sporenbewehrten Stiefeln, mit einem großen, bunten Schapphut, die Stirne über den breiten Rücken gebogen.

Ich redete ihn auf Englisch an und erfuhr, daß er zu seinem alten Onkel, Pieter Bloem, wollte, dessen Boerderei (Boerenwirtschaft) in so großer Höhe lag, daß man hoffen konnte, sie noch vor Eintritt des Regens zu erreichen. „Wer ist Johanna?“ fragte ich nach einer Weile.

„Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“ „Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“ „Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“ „Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“

„Ich bin ein Deutscher,“ sagte ich bezeichnend. „Nun, dann um so besser für Sie.“ Wir ritten schweigend eine Geländehöhle hinauf. Oben angekommen, sah ich in der Dämmerung, mitten in Fels und Durstfelschen, das Haus liegen, das unser Ziel war. Gerade fielen die ersten Regentropfen, als wir vor der geschlossenen Haustür standen. Ein schalger Bly erhielt eben das im Halbkreis dastehende Holzgebäude, dessen Fenster unter dem Rollen einer Donnerlaute kitzelten. Mein Begleiter postete, ohne abzusprechen, mit kräftiger Faust gegen die Thür.

Nach einigen Minuten öffnete sich der obere Teil derselben, in dessen Rahmen der von einem unsicheren Regenlicht überglänzten Kopf eines Mannes erschien. „Madat auf, Onk Pieter!“ rief der junge Mann. „In einer Minute laß ich dich wieder sehen.“

„Den hast du bei dir, Keffe?“ erwiderte eine scharfe Stimme. „Es ist ein Deutscher, der Schutz vor dem Unwetter sucht.“ „Dann fahle ab!“ rief die Stimme aus dem Hause.

Ein farbiger Knecht eilte geschäftig heran und war uns beim Absteigen behilflich. Die Haustür öffnete sich ganz, und wir traten in das Vorhaus, die Vorderstube eines Boerenhauses, das Zimmer des Hausherrn und seiner Gäste.

Der Raum war durch eine an eisernen Ketten hängende Lampe hell erleuchtet. Auf dem weißgeschuerten Tisch standen die Reste eines einfachen Mahls. Daneben lag ein aufgeschlagenes großes Buch mit großen Lettern, die Bibel, wie ich unschwer erriet. Der Alte stützte seinem Neffen kräftig die Hand, daß die gewohnheitsmäßigen Fragen nach Wetter, Familie und Wirtschaft und Lid ihn dann ein, Platz zu nehmen. Mit betrachtete er eine Weile aus kleinen, misstrauischen Augen, dann redete er auch mir die möglichen, aber ungemessen leichten Rechte und forderte mich zum Essen auf.

„Er ist ein englischer Rothkopf!“ sagte er zu sich selbst. Es klang wie eine Selbstschuldigung. Während wir das Abendbrot verzehrten, das der farbige Aufgänger hatte, sah der Alte mir gegenüber, in der Bibel lesend, so daß ich Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten. Er hatte offenbar die Ehre längst überlassen. Die Augen, klein aber blickend, lagen in tiefen, unter dem weit vordringenden Stirnbogen verborgenen Höhlen. Auf dem mächtigen Schädel lagerten dünne, weißlichgelbe Strahlen. In das trodene, dunkelbraune Gesicht waren tiefe Furchen eingekerbt. Eine spärliche, fopplige Brautrase umrahmte

Rinn und Wangen. Es war der Urtypus eines Boeren der Südafrikanischen Republik.

Nach dem Abendessen blieben wir noch eine kurze Weile aufzucken. Die Unterhaltung wollte trotz meiner Bemühungen nicht recht in Fluß kommen. Der Alte war den ganzen Abend über noch wortreicher, als die Bewohner dieses Landes ohnehin zu sein pflegen, und lehrte nach einem paar der Höflichkeit wegen hingeworfenen Antworten immer wieder zu seiner Letztüre zurück. Es war ersichtlich, daß ihm die Anwesenheit eines Fremden Unbehagen verursachte. Da ich überdies von Müdigkeit übermüdet wurde, empfahl ich mich bald und begab mich unter der Führung des farbigen in das Dachegehöf, wo ich in einem schmalen, peinlich sauber gehaltenen Zimmer mein Lager gerichtet fand. Das Gewitter war vorübergegangen. Nur ab und zu leuchtete ein ferner Blitzschein, matt und kurz wie ein flüchtiger Gedanke, zu mir herüber. Bei dem monotonen Geräusch der gegen mein Fenster prallenden Regentropfen schlummerte ich bald in eine traumlose Unwirklichkeit hinüber.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, glänzte die Sonne schon hoch am Himmel. Die beiden Pferde, von dem farbigen gehalten, standen schon gefesselt im Hofe, mitten unter Ochsenwagen, Pflügen, Karren und anderen landwirtschaftlichen Geräten. Ich stieg eilig hinunter und fand meinen Reisefreund gleich zum Aufbruch fertig.

„Onk Pieter läßt sich entschuldigen,“ sagte er nach der Morgenbegrüßung. „Er ist in aller Frühe ausgegangen und kann vor Mittag nicht zurück sein.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte ich aufrichtig. „Ich hätte ihm gern persönlich für seine Gastfreundschaft gedankt.“

Nach wenigen Augenblicken brachen wir auf und setzten, da unser Ziel zu weit lag, unsere Reife fort. Ich verpackte meinen Koffer in die mit tausend neuen Reizen geschmückte Landkutsche. Mein Begleiter, schweigend wie die meisten Söhne seines Landes, führte mich nicht in meinen Betrachtungen.

Während ich aus einem kleinen Gehölz, das sich einige hundert Schritt vom Wege hinweg, die Gestalt eines Mannes zu Pferde herausstreckte. „Ist das nicht Onk Pieter?“ fragte ich überaus. „Richtig!“ antwortete mein Reisefreund. „Der Alte hat einen Besuch bei seiner Johanna gemacht. Jetzt reitet er zu seiner Ochsenkoppel.“

Ich sah, wie Pieter Bloem in entgegengelegter Richtung über das weite Feld dahinjagte, aufrecht im Sattel, mit der Sicherheit eines Jünglings. Bald war er unserer Reiterkette verschwunden. „Wer ist Johanna?“ fragte ich nach einer Weile.

„Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“ „Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“ „Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“ „Seine Entelin, die in dem Buch begraben liegt.“

„Auf meine weiteren Fragen erhielt ich nur spärlichen und abgerissenen Antworten. Offenbar war es dem jungen Mann nicht angenehm, daß dies Thema angesprochen worden war. Je mehr ich aber die Erinnerungen, die sich an das einfache Grab im Walde knüpfen, in seiner Seele aufschwanden, desto gesprächiger wurde er, und so erfuhr ich, kombinierend und ergänzend, folgende Geschichte.“

Pieter Bloem war vor der Mitte dieses Jahrhunderts in dem nördlichsten Teile der Kapkolonie als Ackerbauer und Viehzüchter angesetzt gewesen. Seine „Wern“, die er mit seiner aus einer tugendhaften Boerenfamilie stammenden Frau und einigen wenigen farbigen Angehörigen betrieb, war in musterhaftem Zustande. Onk Pieter war weit und breit als tüchtiger Boerenfarmer bekannt und hatte es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Aber wie schaffte er auch? Er war sein eigener Schuldenmacher, Stellmacher, Fischer und Gärtler. Dazu ein ausgesprochener Schläger, dessen Finte jedes Stück Wild unfehlbar zu Boden streckte. Ein kerngesunder, gut gearteter Sohn vollendete das Bild der Weiden.

Es war um die Zeit, als die Engländer das ganze Gebiet im Norden der Kapkolonie bis an den Vaalflus mit einem einzigen Federreich für ihr Eigentum erklärten. Damit begannen die endlosen Pladerien und Wälerien der auf ihre Freiheit und Selbstständigkeit stolzen Boeren durch den rücksichtslossten Krämergeist der neuen Eindringlinge.

Nur wenige Jahre hielt es Pieter Bloem mit seinen gleichgültigen Nachbarn aus. Lange überlegte er hin und her. Dann packte er kurzer Hand seine Vorräte und seinen gesamten Hausrat auf die langgestreckten Ochsenwagen, schritt die blauen, wohlgenährten Tiere, zwei und zwei, davor, zwölf vor jedes Gefährt, und folgte dem großen „Zettel“, der eine große Zahl von arbeitsamen, nützlichen, frommen Landleuten mit dem trauen Heim in eine entlegene, unbekannte Ferne entführte.

„So weit wie möglich von den verdamnten Rothköpfen!“ sagte Pieter Bloem zu sich und machte erst nach einer mehrmonatigen Reise nicht weit von dem Limpopoflusse Halt, um einen neuen Altar für seine Penaten zu gründen.

Nun begann ein hartes, entbehrungsreiches, aber freies Dasein. Nach wenigen Jahren war seine neue Wern schöner und ertragreicher als die alte. Dann aber traf den Alten die tauhe Faust des Schicksals Schlag auf Schlag. Ein böses Fieber raffte seine treue Lebensbegleiterin dahin. Mit der Hoffnung, wie sie hartgefügten Seelen eigentümlich ist, ergab er sich in sein Schicksal. Sein tiefverzogen-

des Göttertrauen und die Hoffnung, daß sein inwärtigen zu einem stillen Jüngling heranwachsender Sohn ihm mit einer Schwägerin eine neue weibliche Stütze ins Haus bringen werde, half ihm über die Schwere des Unglückschlages hinweg. Seine Hoffnung schien sich schneller erfüllen zu sollen. Als er gedacht hatte. Schon zwei Jahre später führte ihm sein Sohn eine Tochter zu. Allein es war nicht so, wie der Alte es sich gedacht hatte. Die junge Frau stammte aus keiner der in der Nähe ansehnlichen Boerenfamilien, sondern war ein Mädchen von der portugiesischen Küste Ostafrikas, ungemessen munter und lebhaft, von der Natur eines Kindes, aber schlüßig und leichtfertig. Ein Jahr nachdem sie ihrem Gatten ein kleines Töchterchen geschenkt hatte, das auf den Namen Johanna getauft wurde, verschwand die junge Frau eines Nachts auf immer wieder.

Man erzählte sich ein ferner Blüthen, matt und kurz wie ein flüchtiger Gedanke, zu mir herüber. Bei dem monotonen Geräusch der gegen mein Fenster prallenden Regentropfen schlummerte ich bald in eine traumlose Unwirklichkeit hinüber.

„Ginige Jahre später büßte der verlassene Gatte in einem Kampfe gegen räuberische Bestrafungen sein Leben ein. Dem schwerverwunderten alten Manne war nichts als die Entelin übrig geblieben. Sie war inwärtigen zu einem fünfzehnjährigen Mädchen heranwachsend. Hanna hatte nichts von einem Vorkind. Dummheit, Spödel, buchstäblich umarmte ihren Kopf. Aus den kleinen, braunen Augen sprühte es bisweilen wie elektrische Funken. Ihre Gestalt war zart und schlank, aber geschmeidig wie die einer Wildgattin. Alles erinnerte an die Mutter, auch das leichtbewegliche Temperament, das Flüchtigkeit ihres Empfindens und Handbells. Und trotzdem war Hanna dem alten Großvater aus Herz gewachsen. Es schien, als ob er nur noch durch und für das Kind lebe. Er hütete es mit der ängstlichen Wachsamskeit dieses brennlichen Thieres.“

Dieses Mädchen war allerdings nicht überaus glücklich, seit die Wern des alten Pieter Bloem infolge der Entscheidung großer Goldfelder in der Nähe mehr und mehr verlassen wurde, als dem Boeren lieb war. Besonders häufig erschien ein junger Engländer, anscheinend aus guter Familie, der mit dem Alten wegen eines goldhaltigen Feldes in langwieriger Unterhandlung stand. Er hieß George Colton. Fast jeden Sonntag kam der schmale, lebhaft junge Mann herüber, und es konnte dem Großvater nicht entgehen, daß seine Entelin den Rothkopf nicht mit gleichgültigen Augen ansah. Er beschloß deshalb, das Mädchen in einer entfernt wohnenden Boerenfamilie unterzubringen. Am Morgen der Abreise war Hanna verabschiedet.

Bald erfuhr man, daß sie mit George Colton in einem entfernten Nindendorfe gesehen worden war. Nichts verriet den Schlag, der das Herz des Alten getroffen hatte. Kein Wort der Anklage kam von seinen Lippen. Nur zuweilen verriet das unruhige Zittern der Augenlider den Kampf, der in seinem Innern tobte. Er verrichtete sein Tageswerk wie gewöhnlich. Bis spät in die Nacht hinein sah er am Tisch des Vorwurfs und las in der Bibel. Es war ungewiß, ob er Trost oder Aufklärung suchte.

Eines Abends klingelte die Thür geräuschlos auf, und Hanna — bleich, keuchend, an allen Gliedern zitternd, schritt herein. Sie war einen Scheunentrieb aus unheimlich schillernden Augen auf den Alten und botte dann lautlos in einer Ecke nieder. Pieter Bloem hatte nur einen schlüßigen Blick auf das Mädchen geworfen. Keine Muskel seines Gesichtes veränderte sich. In dem Raume brütete ein danges Schweißgen.

„Geh ins Bett!“ sagte endlich der Alte. Das Kind gehörte augenblicklich in sein primitives Bettchen, während er die Tochterchen mit Josephs Stammhalter vor dem Haupte herumtummelte. Da überkam die junge Frau plötzlich ein sonderbares Angstgefühl bei ihrer Arbeit. „Als ob ein Engel Gottes neben mir stünde und mir's annehme!“ so hat sie selbst die Geschichte erzählt. „Ich mußte von meiner Arbeit ablassen, es trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt vor das Haus hinaus zu meinen Kindern.“

„Und hier — ihr war, als ob ihr Herz still stehen wollte — sah sie wenige Schritte von ihnen spielenden Kleinen einen Tiger im Gras liegen, zum Sprunge auf eines der Kinder bereit.“

„Was eine Mutter in solchem Augenblicke empfindet, das kommt wohl keiner zum Bewußtsein. „Ich weiß nicht, was ich gethan habe in jenem Moment,“ erzählte Frau Hedwig, „ich weiß nur, dort lag die Bestie im Gras und funkelte mich an, dann hatte ich meine Kinder, in jedem Arm eines, fest an mich gepreßt, und dann war ich im Hause, in unserem schwanken Hause aus Bambusfängen. Die Kinder warf ich von mir. Die Thür riß ich zu, der Fiesel lag da, und nun — nun kam das Schreckliche: Mit wühendem Gebrauh hob sich der Tiger in die niedere Fensterlücke unseres Wohnzimmers.“

Im nächsten Augenblicke wurde er brinnen. Wie waren verloren. Da — ich weiß nicht, wo ich die Art herkommen habe, meines Mannes schwere Art, in seinem Vertrauen hing sie, im anderen Giebelbau unseres Hauses. Kurz, ich hatte sie in den Händen, und ich hatte auch die Kraft darin, der blutigen Bestie das scharfe Werkzeug in den Kopf zu schlagen.“

„Ja, habah!“ lachte hierauf Herr Joseph, und ein herzhafter Schlag war es, mein mühtiger Weibling. Bis auf die Knieen bin, Herr, hat das brave Weib dem Tiger den Kopf gespalten. Dort liegt das Fell. Sie können den Kopf noch heute bewundern.“

„Er weiß sich zu helfen.“ Antiquitätenhändler: Dieser Stuhl stammt aus der Zeit Ludwigs des Sechzehnten, der hat ihn selbst benutzt. Käufer: Meinem Stuhl nach ist aber der Stuhl viel älter. Antiquitätenhändler: Euer Gnaden haben ganz Recht, er hat ihn nämlich auch alt gekauft.

„Falsch verstanden.“ Hausfrau: Höre Emma, wie ich merke, gehst Du mir über den Kaffee, über den Zucker, über die Schwaaren, kurz, Du gehst mir über Alles. Diensthändchen: D bitte — sehr schmeichelhaft für mich, antworte Frau!

„In Atelier. Photograph: Was ist das für ein Spelatal in der Dunkelkammer? Affistent: Der neue Gehilte entwickelt. Photograph: Was entwickelt er denn? Affistent: Hochgradige Ungeheuerlichkeit, wie ich eben höre.“

„Auch die Fackel der Wahrheit kann nicht brennen, ohne zu schwärzen.“

Ein mutziges Weib.

Im Norden der Südafrikanischen Republik Transvaal, im Gebiete der Zoutpansberge, und zwar östlich derselben, hat ein junger Deutscher, Rheinländer von Geburt, seine Hütte aufgebaut, um — weniger seinen Kopf zu bauen, als Kaffee, Tabak, Bananen, Orangen und dergl. Er hat ein hübsches Stück Land erworben, nach unferem Maß an 12,000 Acres; und da dieser Fleck im Stromgebiete des Limpopo liegt, also trotz der Zoutpansberge Wasserreich ist, was man sonst von dem Transvaal nicht sagen kann, steht er seinen Fleck belohnt. Seine Kaffeepflanzungen und seine Tabakskulturen gedeihen so vorzüglich, daß er bereits im Jahre 1897 auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Pretoria recht anerkennenswerthen Kaffee und durchaus salonsfähige Cigarren neben anderen Tabakfabrikaten ausstellen konnte. Natürlich schreiet die Uraermachung solches Formales langsam vorwärts. Unser Rheinländer, sein Name ist Joseph Wohlmann, muß mit Kaffee als einzigen Hilfsmitteln arbeiten, und dies muß er obenher noch anlernen. Das erfordert sehr viel Zeit und sehr viel Geduld. Es tobtet aber auch Geld, denn der Kaffee arbeitet keineswegs für ein Butterbrod.

Aber wie gelangt so langsam die Bodenkultur auf Joseph Wohlmanns Farm fortgeschritten, so stetig schreitet sie vor. Jahr um Jahr behnt er die urbar gemachte Fläche weiter aus, und wenn er sonst gesund bleibt, dann wird er noch erleben können, daß sein ganzer anbaufähiger Boden unter den Pflug gelangt.

Er hat auch schon ein ganz hübsches Steinbühnen auf seiner Farm stehen, mit Glasfenstern, Wellblechdach und verschließbaren Thüren. Das will etwas sagen in einer Gegend, die noch viele Tagereisen weit vom Bahnnetz entfernt ist, zu der Weg und Steg nur über Stock und Stein führen und in welcher nicht das Gerinthe von jenen Erfordernissen zu haben war, ohne welche ein Steinbau mit Glasfenstern und Wellblechdach nicht gebaut werden kann — mit Ausnahme der Steine selbst allerdings, die Joseph Wohlmann sich selber aus Thon formen und brennen konnte.

Es will wirklich etwas sagen, dieses Steinbühnen in dieser Gegend. Und es hat auch seine Entstehung einem ganz besonderen Anlaß zu verdanken.

Als Joseph Wohlmann mit seinem jungen, herzigen Weibe in diese Wildnis ging, um sich hier ein stilles Heim zu gründen, da begünstigte sich die jungen Leute zuerst mit einer einfachen Hütte aus Bambusfängen, die mit Gras und Palmblättern bedekt, gegen Sonnenschein und Regen gleichen Schutz gewährte.

Indessen mit der Zeit traten doch Anzeichen ein, die befürchten ließen, daß das Böhnen zu eng werden würde. Joseph baute deshalb — gleichfalls aus Bambusfängen — ein dichterflochtenes Haus, das bereits eine Feuerstelle barg, mehrere Wohn- und Speisräume, sowie verriegelbare Thüren und beschließbare Fensterlappen hatte. An Glasfenster war auch damals noch nicht zu denken gewesen.

Das genügte wieder eine Zeit lang, so es würde vielleicht heute noch genügen, denn das kleine Haus steht noch unverfälscht da. Aber da war eines Tages — Frau Hedwig hatte ihrem Joseph bereits ein Lächelchen und ein zweites Mädchen geschenkt — der Hausherr nach einem verlaufenen Ochsentrupp mit seinen Karren auszugehen und seine Gattin mit ihren Kindern allein zu Hause gelassen. Das kam oft genug vor, und niemand hatte ein Arg darinnen gefunden. Auch heute dachte niemand an irgend ein Arg. Frau Hedwig kamtante an ihrem Feuerherde, ihr junges Mädchen schlich in seinem primitiven Bettchen, während die Tochterchen mit Josephs Stammhalter vor dem Haupte herumtummelte. Da überkam die junge Frau plötzlich ein sonderbares Angstgefühl bei ihrer Arbeit. „Als ob ein Engel Gottes neben mir stünde und mir's annehme!“ so hat sie selbst die Geschichte erzählt. „Ich mußte von meiner Arbeit ablassen, es trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt vor das Haus hinaus zu meinen Kindern.“

„Und hier — ihr war, als ob ihr Herz still stehen wollte — sah sie wenige Schritte von ihnen spielenden Kleinen einen Tiger im Gras liegen, zum Sprunge auf eines der Kinder bereit.“

„Was eine Mutter in solchem Augenblicke empfindet, das kommt wohl keiner zum Bewußtsein. „Ich weiß nicht, was ich gethan habe in jenem Moment,“ erzählte Frau Hedwig, „ich weiß nur, dort lag die Bestie im Gras und funkelte mich an, dann hatte ich meine Kinder, in jedem Arm eines, fest an mich gepreßt, und dann war ich im Hause, in unserem schwanken Hause aus Bambusfängen. Die Kinder warf ich von mir. Die Thür riß ich zu, der Fiesel lag da, und nun — nun kam das Schreckliche: Mit wühendem Gebrauh hob sich der Tiger in die niedere Fensterlücke unseres Wohnzimmers.“

Im nächsten Augenblicke wurde er brinnen. Wie waren verloren. Da — ich weiß nicht, wo ich die Art herkommen habe, meines Mannes schwere Art, in seinem Vertrauen hing sie, im anderen Giebelbau unseres Hauses. Kurz, ich hatte sie in den Händen, und ich hatte auch die Kraft darin, der blutigen Bestie das scharfe Werkzeug in den Kopf zu schlagen.“

„Ja, habah!“ lachte hierauf Herr Joseph, und ein herzhafter Schlag war es, mein mühtiger Weibling. Bis auf die Knieen bin, Herr, hat das brave Weib dem Tiger den Kopf gespalten. Dort liegt das Fell. Sie können den Kopf noch heute bewundern.“

„Er weiß sich zu helfen.“ Antiquitätenhändler: Dieser Stuhl stammt aus der Zeit Ludwigs des Sechzehnten, der hat ihn selbst benutzt. Käufer: Meinem Stuhl nach ist aber der Stuhl viel älter. Antiquitätenhändler: Euer Gnaden haben ganz Recht, er hat ihn nämlich auch alt gekauft.

„Falsch verstanden.“ Hausfrau: Höre Emma, wie ich merke, gehst Du mir über den Kaffee, über den Zucker, über die Schwaaren, kurz, Du gehst mir über Alles. Diensthändchen: D bitte — sehr schmeichelhaft für mich, antworte Frau!

„In Atelier. Photograph: Was ist das für ein Spelatal in der Dunkelkammer? Affistent: Der neue Gehilte entwickelt. Photograph: Was entwickelt er denn? Affistent: Hochgradige Ungeheuerlichkeit, wie ich eben höre.“

„Auch die Fackel der Wahrheit kann nicht brennen, ohne zu schwärzen.“

Es war Gottes Gnade, Joseph!

wiehrte Frau Hedwig. „Ja, so, mein Herzblatt, Gottes Gnade aller Wegen. Was wären wir ohne sie. Aber seitdem steht das Steinhaus hier, Herr. Es sieht doch etwas mehr Schutz, als Bambusfänge. Um liebigen aber räumen wir mit den Bestien nach und nach auf. Weib und Kinder möchte ich doch nicht noch einmal in solcher Gefahr wissen.“

„Wohlfamedend“.

Auf die Anfrage, wie sie ihren Gatten behandeln müsse, hat eine französische Frauzeitung einer Neubermählten folgende ergäßliche Antwort erteilt: „Viele Männer, die mit den besten Vorsätzen in die Ehe treten, werden durch schlechten Kochen verdorben. Manche Frauen brühen ihren Mann zu sehr, andere übergießen ihn zu häufig mit kaltem Wasser, wieder andere legen ihn beständig in Essig und die Mehrzahl heizt den Bratofen, in dem sie ihn schon goldbraun zu rösten wünscht, viel zu stark. Kein Wunder, wenn der Gatte, den sie in der Kochkunst bewanderte Frau sehr zart und wohlwollend zubereiten kann, schließlich zäh und ungenießbar wird. Wünscht man nun einen wirklich guten Gemann, so gehe man vorsichtig zu Werke. Vor Allem ist es notwendig, ihn persönlich auszuwählen. Marktwaare kann nicht empfohlen werden, die vor die Thür gebracht werden, sind stets vorzuglos. Man lasse sich nicht durch ein silbernes aber gar goldig glänzendes Äußeres täuschen; die zuerst in die Augen fallenden Männer sind die besten. Hauptfächlich achte man darauf, daß die Leinwand, in die man sie hüllt, schön weiß, unbeschädigt und mit der nötigen Anzahl Knöpfen und Bändern versehen ist. Die kluge Frau wird ihren Gatten nie zu lange und mit Gewalt im Kessel halten wollen. Er bleibe schon von selbst, sobald ihm der Aufenthalt darin angenehm gemacht wird. Man ängstige sich nicht, wenn er einmal überhitzt, er beruhigt sich auch schnell genug wieder. Zuder in Form von Küsten mit Mahlen angewendet, ist gut. Eßig oder Pfeffer gebraucht man auf keinen Fall, dagegen kann ein wenig Gewürz nicht schaden. Nie aber lasse man sich einschalten, mit einem scharfen Instrument zu probieren, ob er zart genug ist. Man rühre ihn nur behutend mit einem herzförmigen Löffel um und überlasse ihn auch zeitweise der frischen freien Luft, damit er nicht lebern und geschmacklos wird. Nach diesem Rezept behandelt, wird der Gatte seinem Frauen sehr gut bekommen.“

Gefegnete Mahlzeit!

Der Winter thürmt den Schnee auf, Seht jedem eine Mühe auf, Hüßt Straß' und Zäune, Busch und Baum In seinen weichen Federflaum. Drauf holt er seinen Nebel auf Und bläst darein mit scharfem Hauch, Nun glänzt und blitzt das ganze Land Wie Silber und wie Zuckerland! Da hebt fürs Vöglein an die Noth, Es hat kein Bettchen, hat kein Brot, Es singt nicht mehr mit hellem Srag, Piept täglich nur den ganzen Tag!

Ihr armen Vöglein, kommt zu mir,

Ich streu' euch täglich Futter hier; Mein Besperbrot hob' ich so gleich, Das reicht gar wohl für mich und euch! Geschwind, geschwind kommt herein, Ihr lieben kleinen Vögelchen! — Je mehr und je näher, je größer das Nest, Und wolle' sich dort erfrischen; Da schrie der junge: Brüber sich! Soth grimmen Ritter sah ich nie; Weh, sollt er uns erwischen!

Der Ritter auf dem Brunnen.

Es war einmal ein Ritter stolz; Doch auch der Reide war von Holz, Sein Schloß war nur ein Brunnen! Dort stand er, stets bereit zum Strauß, Und sah so wild und grimmig aus Wie Egel, Hirsch und Hummer.

Nun kam ein lustig Spaßpaar,

Vom Wandern müd, zum Brunnen Kar, Und wollt' sich dort erfrischen; Da schrie der junge: Brüber sich! Soth grimmen Ritter sah ich nie; Weh, sollt er uns erwischen! Der aber lachte: Schäm' dich! Mehr als den Ritter fürchte ich Jed' Vöglein auf der Strauß. Trink nur getrost, Du kleiner Schelm! Dann rufst Du auf des Ritters Helm Und ich — auf seiner Nase.

Der auf seiner Spitze stehende Bleistift.

Die Figur zeigt, ohne eine weitere Erklärung notwendig zu machen, die Lösung der Aufgabe: einen Bleistift auf seiner Spitze stehen zu lassen. Man stellt die Spitze eines Federmessers in den Bleistift hinein, in der Nähe der Spitze des letzteren, und man öffnet das Messer mehr oder weniger, bis die gewünschte Gleichgewichtslage erreicht ist. Der von dem Bleistift und dem Messer im Verein gebildete Körper ist in diesem Gleichgewicht, weil sein Schwerpunkt unter dem Aufpunkt einer Fingerpitze, einer Tischkante u. s. w. liegt.

Domglocken im Zimmer.

Um den Ton der herrlichsten Kirchenglocken in jedem Zimmer zum Gehör zu bringen, nimmt man einen starken Bindfaden, der doppelt so lang als dein Arm ist. Nun windet das eine Ende desselben um den rechten, das andere um den linken Zeigefinger. Nachdem dies geschehen ist, nimmt das Stocheisen und hänge es in die Mitte des Fadens. Die beiden Zeigefinger werden jetzt in die Öffnungen gebracht, und in gebührender Stellung lasse das Stocheisen gegen einen Stuhl schlagen. Die Töne, welche dein Ohr wahrnimmt, sind den schönsten Glockentönen vergleichbar. Versuche es nur, und Du wirst über die Wirkung dieses einfachen Spieles gewiß viel Freude haben.

Eine Kinderfreundin.

Dem kleinen Mädchen gleich, das im Herbortagen blüht, Sei immer fromm und gut, auch wenn Dich Niemand weiß!

Ehrach.

Die, wie du geliebtest, sein!

Für unsere Kinder.

Ich soll Dir 'was in's Album schreiben Und weiß nicht was, Wir wollen gute Freunde bleiben! Gefällt Dir das?

Lebe glücklich, lebe froh,

Wie die Gans im Gafestroh. Wenn Du glaubst, ich lieb' Dich nicht Und treib' mit Dir nur Scherz, So zünde ein Laternchen an Und leuchte mir in's Herz.

Schneerest.

Jedwedes Stübchen flog hinaus Aus jedem Winkel in dem Haus, Am Tage, als wir legten aus: Wir, Liefel und Marie. Es' wir das Wachsfah hergebracht, Da haben wir uns wohlbedacht Die Kleiderstöcke hoch gemacht, Wir, Liefel und Marie. Nun haben wir gefügt, gelehrt, Und jedes Spinnlein aufgeführt, Das uns als Etubengast beehrt. Wir, Liefel und Marie. Mit Wasser und mit Seife dann, Da fingen wir zu waschen an, So fein fast, wie es Ritz kann, Wir, Liefel und Marie. Schreib' es nun hinter's Ofeflein dein, Kommt du in unser Haus hinein, So tritt dir erst die Fröhlein rein, Sonst werden außerst böse sein: Wir, Liefel und Marie.

Frau Hütt.

In stlichen Gegenden Tirols, und namentlich in der Gegend von Innsbruck, ruft man den Kindern ein bestimmtes Wort zu, wenn sie etwa mit der lieben Göttesgabe des Brotes unrecht umgehen, es unachtsam wegwerfen, oder sonst leberumt zum Tadel treiben. Das Wort lautet: „Sparr die Pflomen lieber für die Armen, damit es auch nicht ergehe, wie der Frau Hütt!“ Mit der Frau Hütt aber hat es folgende Begebenheit:

In uralten Zeiten lebte im Lande Tirol eine mächtige Kriestensnigin, Frau Hütt genannt; sie wohnte auf dem Gebirgen am Jansdors, die jetzt grau und laßig sind, damals aber voll prächtiger grüner Wälder, voll reicher Acker und prächtiger Wiesen waren. Eines Tages kam das Schönlend der Frau Hütt heim, ganz mit Schlamme und Schmutz bedekt. Im Gesicht und an den Händen war es ganz schwarz, und die schönen bunten Kleider sahen schmutziger aus als ein alter Röhlerkittel. Es hatte sich mit seinen jungen Kriestenskräften eine schlanke Tanne abgebrochen wollen, um sie als Stedenpferd zu benutzen, war aber dabei ausgeglitten und in den dabei befindlichen Sumpf gesunken, aus dem es sich nur mit vieler Mühe wieder herausgearbeitet hatte.

Frau Hütt tröstete ihr Knäblein und versprach ihm schöne neue Kleider; einem Diener aber befohl sie, dem Knäblein mit weichen Pflomen beschickte und Hände abzureiben. Kaum hatte der Diener angefangen, mit der lieben Göttesgabe so sinnlos umzugehen, als ein schwerer Gewitter mit ungeheurer Schdnelligkeit heranzog; Wälder durchschunden unaufhörlich die Luft und der Donner rollte ohne Unterbrechung. Da — ein Schlag, einer Fingerpitze, einer Tischkante u. s. w. liegt.

Verändert man die Definition des Messers, kann man dem Bleistift auch eine mehr oder weniger schiefe Stellung geben.

Um den Ton der herrlichsten Kirchenglocken in jedem Zimmer zum Gehör zu bringen, nimmt man einen starken Bindfaden, der doppelt so lang als dein Arm ist. Nun windet das eine Ende desselben um den rechten, das andere um den linken Zeigefinger. Nachdem dies geschehen ist, nimmt das Stocheisen und hänge es in die Mitte des Fadens. Die beiden Zeigefinger werden jetzt in die Öffnungen gebracht, und in gebührender Stellung lasse das Stocheisen gegen einen Stuhl schlagen. Die Töne, welche dein Ohr wahrnimmt, sind den schönsten Glockentönen vergleichbar. Versuche es nur, und Du wirst über die Wirkung dieses einfachen Spieles gewiß viel Freude haben.

Ein bemerksenswerther Volksgebrauch wird in dem Dorfe Webersheim im Elsaß geübt. Wenn die Bauern, ob jung ob alt, lustig aufgeleitet sind, besonders in der fröhlichen Laune nach einem guten Essen oder nach einem tüchtigen Männertrunk, so spielen sie „Mummelns“. Dieses sonderbare Spiel besteht darin, daß sich je zwei Männer mit den Köpfen antennen, sei es in der freien Stube, sei es auch unter den Zifchenhüßler, wobei nicht selten Gläser zerbrochen werden und Zeller in Scherben gehen. Die Beteiligten suchen sich gegenseitig so übel als möglich zuzurichten und zielen nicht nur auf den immerhin harten Schädel, sondern auch auf Lippen, Nase und Augen, jedoch mander aus dem Kampfe mit entsetzten Gesicht hervorgeht. Regeln gibt es bei diesem Kampfspiel nicht, Preise auch nicht; es gilt bloß um die Ehre, den Gegner möglichst übel zuzurichten. Auch ist es verboten, dem Sieger böse zu sein, und trotz der erlittenen Beulen, Wüße und Schläge muß man am Ende friedlich auseinandergehen. Dieser eigentümliche Sport, über dessen Entstehung nichts bekannt ist, heißt, so viel wir wissen, im Elsaß ganz vereinzelt da. Der Name „Mummelns“ ist zusammen zu bringen mit dem maurischen „Mummel“ gleich „Eier“.

Strindadelsheide. Höhle zwei Höhlenlöcher von der dreiten Seite aus, bohre an einer Seite ein Loch hinein, verbinde sie durch eine doppelte Gummiöhre, die in der Mitte eine Schliefe enthält, das gibt eine — Strindadelsheide, nomit Du Großmütterchen ein Geschenk machen kannst, wenn Du selbst noch keinen Gesandtschaft dafür hast.

Zante Susanna. Bringten selten weil.

Luftige Albumverse.

Ich soll Dir 'was in's Album schreiben Und weiß nicht was, Wir wollen gute Freunde bleiben! Gefällt Dir das?

Lebe glücklich, lebe froh,

Wie die Gans im Gafestroh. Wenn Du glaubst, ich lieb' Dich nicht Und treib' mit Dir nur Scherz, So zünde ein Laternchen an Und leuchte mir in's Herz.

Schneerest.

Jedwedes Stübchen flog hinaus Aus jedem Winkel in dem Haus, Am Tage, als wir legten aus: Wir, Liefel und Marie. Es' wir das Wachsfah hergebracht, Da haben wir uns wohlbedacht Die Kleiderstöcke hoch gemacht, Wir, Liefel und Marie. Nun haben wir gefügt, gelehrt, Und jedes Spinnlein aufgeführt, Das uns als Etubengast beehrt. Wir, Liefel und Marie. Mit Wasser und mit Seife dann, Da fingen wir zu waschen an, So fein fast, wie es Ritz kann, Wir, Liefel und Marie. Schreib' es nun hinter's Ofeflein dein, Kommt du in unser Haus hinein, So tritt dir erst die Fröhlein rein, Sonst werden außerst böse sein: Wir, Liefel und Marie.

Frau Hütt.

In stlichen Gegenden Tirols, und namentlich in der Gegend von Innsbruck, ruft man den Kindern ein bestimmtes Wort zu, wenn sie etwa mit der lieben Göttesgabe des Brotes unrecht umgehen, es unachtsam wegwerfen, oder sonst leberumt zum Tadel treiben. Das Wort lautet: „Sparr die Pflomen lieber für die Armen, damit es auch nicht ergehe, wie der Frau Hütt!“ Mit der Frau Hütt aber hat es folgende Begebenheit:

In uralten Zeiten lebte im Lande Tirol eine mächtige Kriestensnigin, Frau Hütt genannt; sie wohnte auf dem Gebirgen am Jansdors, die jetzt grau und laßig sind, damals aber voll prächtiger grüner Wälder, voll reicher Acker und prächtiger Wiesen waren. Eines Tages kam das Schönlend der Frau Hütt heim, ganz mit Schlamme und Schmutz bedekt. Im Gesicht und an den Händen war es ganz schwarz, und die schönen bunten Kleider sahen schmutziger aus als ein alter Röhlerkittel. Es hatte sich mit seinen jungen Kriestenskräften eine schlanke